

Kirchenblatt

für die reformierte Schweiz

Basel, 24. Juni 1948 Druck und Verlag Friedrich Reinhardt AG · Basel 12 104. Jahrgang · Nr. 13

Erscheint alle 14 Tage Donnerstags. Abonnementsbestellungen sind zu richten an Friedrich Reinhardt AG., Missionsstraße 36, Basel 12, Telephon 4 38 90. Bezugspreis jährlich Fr. 16.—, halbjährlich Fr. 8.—; Ausland halbjährlich Fr. 1.50 Portozuschlag. Einzelpreis Fr. —.90. Postcheck V 145. Anzeigen nehmen der Verlag sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen. Preis 20 Cts. für die einspaltige Millimeterzeile, Ausland 25 Cts. Letzter Annahmetermin Montag Morgenpost. Ablehnung nicht geeigneter Anzeigen vorbehalten.

Inhalt: E. S.: Gesegnete Schwachheit. K. Bader: Zum Opferbegriff in der Liturgie. K. Barth: Theologische Existenz «heute». Umschau. Bücherbesprechungen. Kleine Mitteilungen. Personal-Nachrichten. Eingelaufene Zeitschriften.

Gesegnete Schwachheit

«Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft kommt in der Schwachheit zur Vollendung.» 2. Kor. 12, 9.

Paulus ist gezwungen worden, von seinen Vorzügen und Qualitäten zu reden, und so muß er sich rühmen. Er tut es mit äußerstem Widerstreben, und sie sollen es wissen, daß es Torheit ist, wenn er es tut. Es ist Torheit, wenn er von den unsäglichen Mühsalen und Todesgefahren redet, die er als Diener Christi durchstanden hat. Es ist Torheit, wenn er von der unaussprechlichen Herrlichkeit der Offenbarungen und Entrückungen redet, deren er als Apostel Jesu Christi gewürdigt worden ist. Es ist ihm daran gelegen, diese Torheit alsbald zu entgiften, und er entgiftet sie so, daß er von seiner Schwachheit redet. Das Beschämende, Peinliche, tief verborgene Gehaltene, das soll nun ans Licht, das soll der Verachtung der Welt preisgegeben werden. Sie sollen es wissen, wie es um ihn steht, und er will sich dieser Blöße sogar rühmen.

Und nun bietet sich unserem Auge ein ergreifendes Bild. Das Leben dieses rastlos Schaffenden, dieses sieghaft Ueberwindenden birgt eine verheerende Wunde. Ihm steckt ein Pfahl im Fleische, und das ist so fürchterlich, wie wenn ihn ein leibhaftiger Satansengel mit Fäusten schläge. Eine riesige Aufgabe liegt vor ihm und eine riesenhafte Kraft wäre nötig, um sie zu bewältigen, und nun liegt dies mächtige Bleigewicht in Leib und Seele und hemmt ihn auf Schritt und Tritt. Aber er versteht auch dies bittere Hemmnis: Dies Bleigewicht ist offenbar das notwendige Gegengewicht zu den hohen Offenbarungen, daß er sich ihrer nicht überhebe!

Dreimal nur fleht er zu Gott, daß dieser Satansengel von ihm weiche. Paulus ist offenkundig nicht

der Ansicht, daß Gott unser Anliegen erst beim hundertsten oder tausendsten Aussprechen ernst nehme, noch auch, daß er immerhin erwarte, wir sollten es ihm zum hundertsten oder tausendsten Male vortragen. Dreimal betet er um die so dringende nötige Befreiung und Entlastung, um Erstarkung seiner Leistungskraft für seinen beispiellosen Auftrag im römischen Reich und empfängt die unwiderfliche Antwort Christi: «Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft kommt in der Schwachheit zur Vollendung.»

Ganz eindeutig ist damit gesagt, daß die Krankheit des Apostels niemals den Sinn haben kann, das Werk des Christus zu beeinträchtigen, die Ausbreitung seiner Botschaft, die Ausdehnung seiner Herrschaft zu hemmen. Im Gegenteil! Gerade in der Krankheit des Apostels kommt die Christuskraft, die da überall am Werke ist, zu ihrer Vollendung. Paulus soll es wissen, und wir sollen es mit ihm wissen: die Gnade Jesu Christi ist die Gnade seiner Sühne und seines Sieges, seiner Rechtfertigung und seiner Heiligung, seiner Sündenvergebung und seiner Neuschaffung. Die Gnade Jesu Christi ist darum auf alle Fälle Kraft, Kraft zur Errettung (Röm. 1, 16), mächtige, wirkende, sieghafte Kraft. Aber diese Kraft ist Gnade — und des zum Zeichen gibt sie sich gerade nicht in unsere Hand, bedeutet sie nicht einen Zuschuß zu unseren eigenen Kraftreserven, identifiziert sie sich nicht mit unserer eigenen Leistungsfähigkeit. Als Kraft der Sühne und des Sieges Jesu Christi bleibt sie offensichtlich all unserer eigenen Macht und Ohnmacht gegenüber eine Kraft von eigener Würde und eigener Wirkung.

Und diese gnädig sich schenkende Gotteskraft kommt zu ihrer Vollendung gerade in unserer Schwachheit, sie tut ihr krönendes Werk gerade dort, wo wir am Rande aller eigenen Kraft sind. Dort, wo uns das Versagen des Alltags die tiefen, beschämenden Wunden schlägt, dort, wo das Versagen des Alltags uns an die bittere, aber heilsame Wahrheit erinnert: daß unsere Kraft auf gar keinen Fall

die Gabe Gottes, so wie etwa gesagt wird, das von der Gemeinde gesungene Lied sei die Antwort auf die gehörte Verkündigung. Wenn es sich so verhielte, dann müßte allerdings die gesamte alte liturgische Tradition in dem Sinne berichtigt werden, daß das Offertorium aus seiner Stellung *vor* dem Mahle entfernt und an den Schluß gesetzt würde.

Oder zwingt nicht doch gerade die alte Anordnung des Offertoriums zu einer Deutung desselben, die möglicherweise evangelischer ist als diejenige, die sich sonst immer als das ausgibt? Wenn der «Opfergang» nun tatsächlich *vor* dem Mahle steht — wobei dieses, wie noch zu zeigen wäre, in viel stärkerem Maße ausschließlich jenes Mahl ist, welches die Gemeinde Christi in Erwartung ihres kommenden Herrn feiert — wenn also der Opfergang dem Mahle vorgeht, dann wird unmißverständlich klar, daß auch diese Opferung, dieses Selbstopfer der Gemeinde (als Opfer des Gehorsams, Lobopfer und Opfer der tätigen Liebe) *Gabe Gottes* ist, nicht das zum Tun Gottes hinzukommende Tun des Menschen und darum nicht «Antwort» des Menschen. Wie sollte es noch ein menschliches Opfer geben neben dem allgenugsamen Opfer Jesu Christi! Entsprechend ist auch der Gesang, das Lobopfer der Gemeinde, nicht einfach Antwort auf die gehörte Heilsbotschaft; es würde unserm gottesdienstlichen Singen förderlich sein, wenn die Erkenntnis lebendig wäre, daß es sich hier um jenes «neue Lied» handelt, welches Gott selber in unsern Mund gibt (Ps. 40, 4). Auch hier wird deutlich, daß es ausschließlich das Tun Gottes, nicht das Tun des Menschen ist (vgl. dazu das Lied: «Dir, dir, Jehova, will ich singen»).

Es verwundert uns darum nicht, in den alten Liturgien im Offertorium immer eine Epiklese zu finden, eine Bitte um den Heiligen Geist, bruchstückhaft sogar in der römischen Messe (Kanon XIV). Das will besagen: ein Opfer der Gemeinde außer «im Heiligen Geiste» ist undenkbar; es wären nicht mehr die «geistlichen Opfer» (1. Petr. 2, 5), die wir darbrächten, sondern es wäre dann etwas Neues neben dem einmaligen, vollgültigen Opfer auf Golgatha. Unsere Hingabe an Gott ist ganz Gabe Gottes, ist ganz das Tun dessen, der um unserer Rechtfertigung willen seinen Sohn den Kreuzestod hat sterben lassen. Es muß darum jeder Begriff vermieden werden, der die Eindeutigkeit dieses Gedankengangs beeinträchtigen könnte. Und es scheint mir, daß er beeinträchtigt wird, wo unsere Hingabe an Gott, unser «Opfer» abhängig gemacht wird von einer vorausgehenden Gabe Gottes, wo das Opfer der Gemeinde also «Antwort» ist. — Damit glaube ich eine knappe Rechtfertigung dessen gegeben zu haben, was an der besagten Abendmahlsliturgie zu Bedenken Anlaß gegeben hat.

Kleindietwil.

Theologische Existenz „heute“

Antwort an Emil Brunner.

Lieber Emil Brunner! Du verstehst nicht, daß ich die Kirche heute nicht in ähnlicher Weise in den Gegensatz und zum Bekenntnis gegen den Kommunismus aufrufe, wie ich es zwischen 1933 und 1945, als es um den Nationalsozialismus ging, getan habe, und verlangst nach «klarer Antwort» auf die Frage, wie das zu verstehen sei. Ich eile ohne alle Vorbemerkungen sofort zur Sache.

Laß mich mit der allgemeinen Feststellung beginnen, daß bekenntnismäßige, geistlich und theologisch verbindliche Stellungnahmen der Kirche im politischen Bereich dann und da von ihr gefordert sind, wo Not an Mann ist, d. h. wo sie in der konkreten Auseinandersetzung mit einer bestimmten Erscheinung durch Gottes Wort in Ausübung ihres Dienstes zur Verantwortung ihres Glaubens aufgerufen wird. Sie hat es nicht zeitlos mit diesen oder jenen -ismen und Systemen, sondern mit den jeweils in das Licht des Wortes Gottes und des Glaubens tretenden geschichtlichen Wirklichkeiten zu tun. Sie ist nicht irgendeinem Naturrecht, sondern ihrem lebendigen Herrn verpflichtet. Sie denkt, redet und handelt darum gerade nie «prinzipiell». Sie urteilt vielmehr geistlich und darum von Fall zu Fall. Sie verweigert sich darum jeder Systematisierung der politischen Geschichte und ihrer eigenen Teilnahme daran. Sie wahrt sich darum die Freiheit, neue Erscheinungen auch neu zu würdigen. Rollte sie gestern nicht auf einer Schiene, so ist sie auch heute nicht dazu verbunden, auf dieser Schiene weiterzurollen. Hat sie gestern von ihrem Ort her und in ihrer Verantwortung geredet, so darf und muß sie heute auch schweigen, wenn von ihrem Ort her und in ihrer Verantwortung Schweigen heute das bessere Teil sein sollte. Für die Einheit und Kontinuität der theologischen Existenz ist gerade dann aufs beste gesorgt, wenn sie es sich nicht verdrießen läßt, immer wieder theologische Existenz «heute» zu sein.

Ich frage: war es nicht so, daß in den Jahren nach 1933 und noch bis zum Ende der Kriegszeit Not wirklich an Mann war? Die mittel- und westeuropäischen Völker — Deutschland zuerst, dann auch die anderen — hatten sich von Hitler imponieren lassen. Er war zu einer geistlichen und er war ein wenig überall auch zu einer politischen Versuchung geworden. Er hatte englische, französische, amerikanische Bewunderer. Hat nicht sogar Churchill gelegentlich freundliche Worte für ihn gefunden? Und auch in unserer lieben Schweiz gab es viel mehr als zweihundert Angebräunte, gab es einen Rudolf Grob, gab es unzählige Beeindruckte und Aufgeschlossene, aber auch Erschrockene und Mutlose. Die Pflege korrekter und freundschaftlicher Beziehungen zu dem mächtigen Nachbarn war einer der wichtigsten Gesichtspunkte unserer politischen Behörden. Im

Kurt Bader.

Schweizerischen Zofingerverein diskutierte man allen Ernstes, ob es nicht an der Zeit sei, unsere demokratische Ueberlieferung von 1848 her (heute wieder mit Trompetenschall gefeiert!) einer gründlichen Revision zu unterziehen. Wie es mit unserer Presse stand, mag man in dem lehrreichen Buch von Karl Weber «Die Schweiz im Nervenkrieg» nachlesen, und wie groß die Sorgen unserer militärischen Leitung damals waren, im Rechenschaftsbericht unseres Generals und in dem schönen Buch von Oberstleutnant Barbey über seine fünf in der Umgebung des Generals zugebrachten Jahre. In jener Situation habe ich meine verschiedenen Versuche gemacht, die Kirche mobil zu machen, zuerst in Deutschland gegenüber der handgreiflichen geistlichen, dann hier in der Schweiz gegenüber der ebenso handgreiflichen politischen Versuchung des Nationalsozialismus. Es gab damals Verführer, vor denen zu warnen, Irrrende, die zurückzurufen, Gleichgültige, die aufzurütteln, müde Knie, die aufzurichten, traurige Herzen, die zu erfrischen waren. Ob das Wesen des Nationalsozialismus nun in seinem «Totalitarismus» oder, nach anderer Lesung, in seinem «Nihilismus» oder, nach noch anderer, in seinem Barbarismus oder Antisemitismus bestand, oder ob er als die letzte und abschließende Ausgeburt des spätestens seit 1870 wie eine Besessenheit über die Deutschen gekommenen Militarismus war — was ihn christlich interessant machte, war dies, daß er ein Zauber war, der unsere Seelen zu übermannen, uns für den Glauben an seine Lügen und für das Mittun bei seinem Unrecht zu gewinnen notorisch die Macht bewies. Er wollte und konnte uns mit «groß Macht und viel List» gefangen nehmen. Wir starrten ihm entgegen wie das Kaninchen der Riesenschlange. Wir waren in Gefahr, ihm als einem falschen Gott zuerst Weihrauchkörner und dann Ganzopfer darzubringen. Das war es, was nicht geschehen durfte. Dagegen mußte damals als gegen «das» auf den Plan geführte Böse protestantisch protestiert werden. Es ging nicht ums Deklamieren gegen irgendeinen uns fernen und leicht durchschaubaren Unfug. Es ging um Leben und Tod, um die Abwehr gegen die wirklich uns selbst auf den Leib und auf die Seele rückende, aber als solche sogar für Tausende von christlichen Augen wirksam maskierte Gottlosigkeit. Eben darum habe ich damals geredet und nicht geschwiegen. Eben darum konnte ich damals den Kollaborationisten keinen Pardon geben und am allerwenigsten den Feinen, den Anständigen, den Wohlmeinenden unter ihnen. Und eben damit meine ich, damals kirchlich gehandelt zu haben.

Und nun frage ich weiter: Ist es denn so, daß heute wieder und in derselben Weise Not an Mann ist, diesmal in Gestalt des Kommunismus? Sollte sich die Geschichte so schnell wiederholen haben, daß wir heute nur das (damals langsam genug begriffene) Rezept von gestern aus der Tasche zu ziehen und frischweg anzuwenden brauchten? Ich habe das west-

liche Deutschland und auch die nichtrussischen Sektoren von Berlin in den vergangenen Jahren einigermaßen kennengelernt. Angst, Abscheu und Haß gegen das «östliche Monstrum», wie du es nennst, ist mir dort in Fülle begegnet, aber außer den deutschen Kommunisten kein Mensch, von dem ich den Eindruck hatte (den man dort 1933 ungefähr von jedermann hatte), daß ihm dieses «Monstrum» eine Anfechtung, eine Versuchung, eine Verlockung, daß er in Gefahr sei, dieses «Monstrum» zu lieben, seine Taten gutzuheißen und mitzumachen. Die Leute waren sich vielmehr ganz leichthin klar darüber und ganz leichthin einig darin, daß es mit dieser Sache aus vielen Gründen nichts sei. Ist es hier in der Schweiz anders? In Frankreich, in England, in Amerika? Sind wir nicht alle, mit oder ohne Lektüre von «I choose freedom», überzeugt davon, daß wir die Lebensordnung der Menschen unter der Sowjetmacht und in den ihr angegliederten «Volksdemokratien» für keine würdige, keine annehmbare, keine von uns gutzuheißen, weil für keine unseren wohlbegründeten Begriffen von Recht und Freiheit entsprechende Lebensform halten können? Wer widerspricht denn da? Die paar westeuropäischen Kommunisten! Aber sind wir wegen ihrer Gegenwart und Tätigkeit in Gefahr, uns von dieser Sache übermannen zu lassen? Wem steht es denn nicht frei — und wird denn von dieser Freiheit nicht ausgiebigster Gebrauch gemacht? —, sein Mütchen an jenem «Monstrum» nach Herzenslust zu kühlen, dessen Bosheit so «grundsätzlich» und so «leidenschaftlich» als er will, wieder und wieder ans Licht zu stellen? Wer eine politische Absage an dessen System und Methoden auch von mir haben will, kann sie sofort haben. Aber eben: billig zu geben, billig zu haben! Wen kostet es denn auch nur das geringste — auch nur ein bißchen Gedankenaufwand, geschweige denn Größeres, zu diesem Augustfeuer nun eben auch noch sein Scheit herbeizutragen? Ich kann nicht zugeben, daß das eine Wiederholung der Situation und der Aufgabe von 1933—1945 bedeutet. Ich kann nämlich nicht zugeben, daß es eine christliche, eine kirchliche Aufgabe wäre, mit theologischer Begründung auch noch einmal zu sagen, was jeder Bürger ohnehin täglich kopfnickend auch in seiner Zeitung lesen kann, was von Herrn Truman und vom Papst ohnehin so trefflich vertreten wird. Hat der «Osten», oder wie man die Sache nennen mag, denn wirklich eine solche Gewalt über uns, der man mit letzten Worten begegnen müßte, der man nicht vielmehr ebensowohl auch mit vorletzten begegnen kann? Nein, wenn die Kirche bekennt, dann geht sie in Furcht und Zittern gegen den Strom und nicht mit ihm. Sie hat nun heute bestimmt keinen Anlaß, gegen den Strom zu gehen und also ein Bekenntnis zum Kommunismus abzulegen, weil er dessen nun wirklich in keiner Richtung — weder in seiner marxistischen noch in seiner imperialistischen noch in

seiner — sagen wir es schlicht: asiatischen Komponente würdig sein könnte. Aber muß sie darum durchaus mit dem Strom gehen — und also mit Amerika und mit dem Papsttum? Nur darum, weil in den Kollegheften ihrer Professoren irgendwo — sogar schon seit 1934 — ganz richtig geschrieben steht, daß der «Totalitarismus» eine wüste Sache sei? Wo ist denn die geistliche Gefahr und Not, der die Kirche mit dem Bekenntnis zu dieser Richtigkeit begegnen würde? wo ihr Auftrag dazu? wen würde sie damit heute belehren, erleuchten, aufrufen, zu rechtweisen, trösten, zur Buße und zu einem neuen Leben anleiten? Doch nicht die «christlichen» Westvölker, doch nicht die Amerikaner! Sind sie ihrer Sache gegen Rußland nicht auch ohne diese richtige Formel und ohne unseren christlichen Beistand sicher genug? Doch nicht die armen Russen und die armen Kommunisten überhaupt! Denn wie sollten die es verstehen können, was die abendländische Kirche, die in alter und neuer Zeit so viel «Totalitarismus» ohne alles Bekenntnis dagegen hingenommen und selber mitgemacht hat, nun gerade gegen den ihrigen auf dem Herzen zu haben behauptet? Und doch nicht etwa die christlichen Kirchen hinter dem eisernen Vorhang! Ihnen würde nämlich damit, daß wir hier — wir, die gar nicht gefragt sind und die es auch nichts kostet — die ihnen wohlbekanntesten richtigen Sätze möglichst «leidenschaftlich» von uns geben, in ihrer Auseinandersetzung mit dem «Monstrum» nun wirklich keinen Schritt weitergeholfen sein. Da hier befriedigende Antworten nicht zu geben sind, bin ich der Meinung, daß die Kirche sich heute — in der Tat ganz anders als 1933—1945 — aus dem heutigen Konflikt ruhig draußen halten, ihr Pulver nun gerade nicht vorzeitig verschießen, sondern ruhig abwarten solle, ob und in welchem Sinn die Situation für sie wieder ernst und spruchreif werden möchte. Wird eine konkrete geistliche Bedrängnis — wir wissen aber wirklich noch nicht, aus welcher Himmelsrichtung! — aufs neue auf den Plan treten, wie sie 1933—1945 auf dem Plane war, werden wir selbst wieder konkret gefragt sein und dann auch selber für unsere Antwort zu bezahlen haben, dann wird es sich ja zeigen, was, gegen und für wen wir dann zu bekennen haben, und ob und inwiefern wir dieser neuen ersten Situation gewachsen sein werden. Es wird dann vielleicht um etwas ganz anderes gehen als um die zeitlosen Richtigkeiten, für deren Verkündigung du mich jetzt gewinnen möchtest. Nach meiner Erkenntnis werden wir dann an dem ersten Satz der Barmer Erklärung, der dir damals leider nicht so ganz gefallen wollte, mehr haben als von deiner Wissenschaft von der Verwerflichkeit des «Totalitarismus».

Aber wie dem auch sein wird, in dieser Sicht der Dinge habe ich mich mit den verantwortlichen Männern der reformierten Kirche in Ungarn getroffen, und habe ich sie darum in ihrem Begehen eines

schmalen Weges zwischen Moskau und Rom mitten hindurch ermutigen zu sollen gemeint. Ein Lineal habe ich nicht mit mir genommen, als ich zu ihnen ging; so habe ich ihnen auch keines hinterlassen können. Ihre Vergangenheit, ihre Lage und Aufgabe ist eine andere als die unsere und wieder eine ganz andere als die der evangelischen Deutschen im Kirchenkampf. Daß sie mit ihrem neuen Staat einen Vertrag abschließen und sich zunächst mit aller Kraft der eigenen positiven Aufgabe der Kirche zuwenden, ist nicht dasselbe wie das, was die von dir so geschätzten Mittelparteien im deutschen Kirchenkampf oder gar die «Deutschen Christen» getan haben. Wie es denn auch, beiläufig gesagt, eine Legende ohne geschichtlichen Grund ist, ich hätte den Deutschen 1933 «passive Unbekümmertheit» empfohlen, als ich ihnen nahelegte, «als wäre nichts geschehen», d. h. an der angeblichen Gottesoffenbarung in Adolf Hitler vorbei, ihrer Aufgabe der Verkündigung zu obliegen. Hätten sie das konsequent getan, so hätten sie dem Nationalsozialismus eben damit ein politisches Faktum erster Ordnung entgegengestellt. Es wird für die Ungarn, aber nicht nur für die Ungarn, alles davon abhängen, ob die Kirche, nicht an Prinzipien, sondern an ihren Herrn gebunden, heute ihren eigenen Weg suchen und finden und also auch die Stunden des Redens und die Stunden des Schweigens und die anderen Pred. 3 erwähnten Stunden in ihrer Verschiedenheit frei zu wählen lernen wird, ohne sich dabei durch irgendein Gesetz, das nicht das des Evangeliums wäre, verwirren zu lassen.

Basel.

Dein Karl Barth.

Umschau

Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund.

Die diesjährige Abgeordnetenversammlung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, die vom 6. bis 8. Juni in La Chaux-de-Fonds stattfand, wurde am Sonntag mit einem Gottesdienst eröffnet. Die Verhandlungen eröffnete der Präsident, Pfr. Dr. A. Koechlin in Basel, mit einer Betrachtung über die Hundertjahrfeier unserer Bundesverfassung. Er erinnerte daran, wie vor hundert Jahren kirchliche Kreise mit starken Bedenken den revolutionären Erscheinungen folgten. Andererseits sind wir alle einig, daß uns die Verfassung von 1848 Freiheit und Recht gebracht hat. Die kirchlichen Verhältnisse sind in ihr nicht geregelt, das ist den Kantonen überlassen worden; aber in der Verfassung ist die Freiheit verankert, die den Kirchen die freie Entwicklung gesichert hat. Hierauf legte der Präsident die Pflicht der Kirche dar, das Wort Gottes auch im öffentlichen Leben zu bezeugen, zeigte aber auch, wie schwer es für die Kirchen ist, ein gemeinsames Wort zu finden.

Am Schluß der reichhaltigen Traktandenliste orientierten Pfr. Dr. A. Koechlin und Pfr. K. Fueter eingehend über die Weltkirchenkonferenz in Amsterdam. Während Pfr. K. Fueter mehr über die Organisation, die Arbeitsmethoden und die Vorberei-